

ihre von weißseidenen Strümpfen bekleideten Beine hervorschauten.

„Sehen Sie,“ sagte Marie Antoinette zu der Prinzessin von Lamballe, welche neben ihr ging, „sehen Sie meinen Fuß. Man wird es nicht glauben, daß die Königin von Frankreich keine Schuhe hat.“

20.

Bis zum einundzwanzigsten Januar.

„Man muß dem Unglück gerade in's Auge schauen, und den Muth haben, es würdig zu ertragen,“ sagte Marie Antoinette. „Wir sind Gefangene, und werden es noch lange bleiben! Suchen wir also in unserm Gefängniß uns eine Häuslichkeit zu bereiten. Sehen wir uns einen Plan fest, wie wir unsere Tage hindringen wollen!“

„Du hast Recht, Marie,“ erwiderte der König, „ordnen wir unser Leben. Da ich nicht mehr König bin, will ich der Hofmeister meines Sohnes werden, und versuchen, ihn zu einem guten König zu erziehen.“

„Sie glauben also doch, mein Gemahl, daß es dereinst noch Könige in Frankreich geben wird?“ fragte Marie Antoinette achselzuckend.

„Nun, denn,“ sagte der König, „versuchen wir also nur, ihm eine solche Erziehung zu geben, daß er dereinst fähig ist, jede Stellung, zu welcher das Schicksal ihn beruft, würdig auszufüllen. Ich werde sein Lehrer sein in den Wissenschaften.“

„Und ich werde ihn und unsere Tochter in der Musik und im Zeichnen unterrichten,“ sagte die Königin.

„Wir wollt Ihr erlauben, daß ich meine Nichte Lehr, eine Altardecke zu sticken,“ sagte Madame Elisabeth.

„Und Abends,“ sagte Marie Antoinette, indem sie der Prinzessin Lamballe freundlich zunickte, „Abends lesen wir mit vertheilten Rollen uns Komödien vor, damit unsere Kinder von unserer Lamballe die Kunst des Vortrages lernen! Suchen wir die Vergangenheit zu vergessen, und richten wir uns in der Gegenwart ein, so gut es gehen will! Ihr seht wohl, diese vier Lehrmeister für mich gewesen, und haben mich geduldig gemacht, und — Aber, was ist das,“ unterbrach sich die Königin auf einmal selbst, „hört ihr nicht Schritte vor der Thür? Es muß etwas Ungewöhnliches sein, denn es ist nicht die Zeit, um welche die Municipal-Beamten sonst hierher zu kommen pflegen. Wo sind die Kinder?“

Und in der Angst der Mutterliebe eilte die Königin selber die kleine Treppe hinauf, welche in das zweite Stockwerk des Temple führte, und in welchem sich das

Zimmer des Dauphins neben dem allgemeinen Wohnzimmer befand.

Louis Carl sprang seiner Mutter entgegen, und fragte, ob sie komme, ihr Versprechen zu erfüllen und mit ihm in den Garten hinabzugehen.

Die Königin, statt aller Antwort, schloß ihn in ihre Arme und winkte auch ihre Tochter Therese an ihre Seite. „Oh, meine Kinder, meine geliebten Kinder, ich wollte Euch nur sehen, ich —“

Die Thür ward geöffnet, und der König, gefolgt von seiner Schwester, der Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel traten ein.

„Was giebt es?“ rief Marie Antoinette ihm entgegen. „Ein Unglück, nicht wahr?“

Sie verstummte, denn sie gewahrte jetzt die beiden Municipal-Beamten, welche hinter den Damen herinschritten, und diesen gegenüber wollte sie nicht klagen. Manuel, der seit dem zehnten August General-Procurator war, Manuel, der Feind der Königin, der Oberaufseher der Gefangenen des Temple, war da, und Marie Antoinette wollte ihm nicht den Triumph gönnen, sie schwach zu sehen.

„Sie haben uns etwas zu sagen, mein Herr?“ fragte die Königin mit einer Stimme, die sie zwang, ruhig zu sein.

Sa wohl, Manuel hatte ihr etwas zu sagen. Er hatte ihr und dem König ein Decret vorzulesen, durch welches die National-Versammlung befahl, daß alle Diejenigen, welche mit Ludwig Capet und seiner Frau unter dem Titel als Freunde oder Diener in den Temple gekommen waren, denselben sofort verlassen sollten!

Die Königin hatte kein Wort der Klage, aber ihr Stolz war besiegt, sie ließ Manuel ihre Thränen sehen! Sie breitete die Arme aus, und rief die geliebte, treue Freundin, die Prinzessin Lamballe an ihr Herz, und mischte ihre Thränen mit denen der Freundin, und küßte dann die Frau von Tourzel und ihre Tochter zum letzten Abschied.

Am Abend dieses Tages war es noch einsamer und stiller in den einsamen Gemächern des Temple. Man hatte den königlichen Gefangenen ihre letzten Diener genommen, und nur der Kammerdiener des Königs, Clery, hatte zur Dienstleistung bei seinem Herrn zurückbleiben dürfen.

Am andern Morgen kam Manuel indessen, um der Königin zu sagen, daß die Gemeinde ihr erlaube, sich zwei andere Frauen für den Dienst bei den Damen zu fordern, und daß sie unter denen zu wählen habe, welche Manuel ihr vorstellen werde.

Aber Marie Antoinette lehnte mit stolzer Ruhe dieses Anerbieten ab. „Man hat uns von denen getrennt, welche uns aus Liebe treu geblieben, und aus Anhänglichkeit uns ihre Dienste weihten,“ sagte sie. „Wir wollen sie nicht durch Diener ersetzen, welche von unsern Feinden bezahlt werden.“

„Dann werden Sie sich selbst bedienen müssen,“ rief Manuel mit barscher Stimme.

„Ja,“ erwiderte die Königin sanft, „wir werden uns einander selbst bedienen, und es wird uns Freude machen!“

Und sie bedienten sich selbst, sie hatten für einander die zärtlichste Fürsorge, erriethen Einer die Bedürfnisse des Andern, und halfen ihnen ab mit zuvorkommender Bereitwilligkeit. Der König hatte glücklicherweise seinen Kammerdiener, der ihn anfleidete, der seine stillen, gleichmäßigen Gewohnheiten kannte, und in dem kleinen Stubzimmer des Temple für den König Alles so einrichtete und bereit legte, wie in dem großen Cabinet des Königs in Versailles. Die Damen bedienten sich selbst, und Marie Antoinette ließ es sich nicht nehmen, den Dauphin an- und auszufleiden.

Der Knabe war wie der Sonnenstrahl, welcher zuweilen noch diese düsteren Gemächer des Temple erhelle. Mit der glücklichen Sorglosigkeit der Kindheit hatte er die Vergangenheit vergessen, dachte nicht an die Zukunft, lebte nur in der Gegenwart, suchte glücklich zu sein, und fand das Glück, wenn es ihm gelang, diesen bleichen, stolzen Lippen der Königin ein Lächeln abzugewinnen, oder von dem König, welcher jetzt sein Lehrmeister geworden war, ein Lob für seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeits zu erhalten.

So gingen die Tage einformig, traurig und düster für die königliche Familie dahin. Kein Gruß der Liebe, kein Strahl der Hoffnung drang von außen herein, um die dicken Mauern des alterthümlichen Gebäudes zu erwärmen. Niemand brachte den Gefangenen Kunde von dem, was da draußen geschah. Sie waren zu gut bewacht, als daß irgend einer der Freunde ihnen Nachricht hätte geben können! Und dies war die größte Qual für die königlichen Gefangenen! Keinen Moment, weder Tag noch Nacht, zu haben, wo nicht die Augen ihrer Wächter auf sie gerichtet waren, immer beobachtet, immer belauscht! Die Thüren nach den Vorzimmern immer geöffnet, und in denselben immer drei Municipal-Beamte mit scharfen Blicken, mit düstern Mienen jede Bewegung Derer beobachtend, welche in dem Zimmer sich befanden. Selbst während der Nacht hörte diese Marter nicht auf, und die Königin von Frankreich mußte es sich gefallen lassen, daß die Thüre ihres Schlafzimmers die ganze Nacht über geöffnet blieb, damit die Municipal-Beamten, die auf Lehnstühlen in dem Vorzimmer die Nacht verbrachten, tranken, spielten und rauchten, immer das Bett der Königin beobachteten und sich von ihrer Gegenwart überzeugen könnten.

Selbst während sie sich entkleidete, durften die Thüren des Schlafzimmers der Königin jetzt nicht mehr geschlossen werden; nur ein kleiner Paravant war an dem Fußende des Bettes aufgestellt, und diesen durfte Madame Elisabeth ein wenig vorschieben; so lange,

bis die Königin hinter demselben sich ihrer Kleidung entledigt und sich niedergelegt hatte.

Diese täglich sich erneuernde Qual und Demüthigung, diese Ueberwachung jeder Minute, das war für die Gefangenen des Temple das Schlimmste, was sie zu tragen hatten, und das stolze Herz Marie Antoinette's empörte sich an jedem Tage neu gegen diese Folter. Sie versuchte es wohl, geduldig zu sein, den Jorn, den Schmerz in sich hinunter zu würgen, und mußte ihn doch wieder ausströmen lassen in Thränen, in drohenden Worten, welche jetzt nur noch wie kalte Blitze von den Lippen der Königin niederfielen und nirgends mehr zündeten, nirgends mehr zerschmetterten.

So war der August vergangen, so hatte der September begonnen, traurig, düster, hoffnungslos. Am Morgen des dritten September kam Manuel zu den königlichen Gefangenen, um ihnen zu sagen, daß Paris in großer Aufregung sich befände, daß die Gefangenen deshalb heute nicht, wie sie es sonst um die Mittagszeit zu thun pflegten, sich in den Garten hinabbegeben, sondern ihre Gemächer heute nicht verlassen dürften.

„Wie geht es meiner Freundin, der Prinzessin Lamballe?“ fragte Marie Antoinette, und Manuel ward verlegen, erröthete sogar, und schlug die Augen nieder, als er antwortete, man hätte die Prinzessin heute Morgen nach dem Gefängniß La Force gebracht. Dann, um abzulenken von diesem Gespräch, erzählte Manuel den Gefangenen von den Nachrichten, welche seit einigen Tagen in Paris angelangt waren und welche die Stadt in solche Aufregung und Wuth versetzt hatten.

Die auswärtigen Mächte hatten ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen. Der König von Preußen rückte mit einer gewaltigen Heeresmasse heran und stand schon vor Chalons der französischen Armee gegenüber, während der Kaiser von Deutschland gegen den Elsaß marschirte.

Und Marie Antoinette vergaß über der Bedeutsamkeit und Wichtigkeit dieser Nachrichten die Verwirrung und Verlegenheit, die Manuel vorher gezeigt. Sie hoffte wieder, sie fand in ihrem elastischen Geiste an diesen Nachrichten wieder einen Stützpunkt, um sich aufzurichten, um an die Möglichkeit einer Rettung zu glauben.

Was kümmerte es sie, daß sie unter ihrem Fenster wüthendes Geschrei vernahm, daß man brüllte und schrie: „Den Kopf der Oesterreicherin! Gebt uns den Kopf der Oesterreicherin!“

Sie hatte das so oft schon vernommen, es war seit so vielen Tagen der tägliche Refrain gewesen für das traurige Lied des Aufrehrs, welches ganz Paris erfüllte, daß es für Marie Antoinette alle Bedeutung verloren hatte.

Es beunruhigte sie auch gar nicht, daß wie ein dumpfer Donner das laute Wirbeln der Trommeln bald sich nähernd, bald in der Ferne verhallend in den

Straßen rasselte, daß Trompeten schmetterten, und Gewehrfeuer knatterte, und lautes Siegesgebrüll aus den fernern Straßen herüberhallte.

Marie Antoinette achtete nicht darauf. Sie hörte immer noch vor ihrem Ohr die Worte Manuels: „Die fremden Fürsten haben sich verbündet gegen Frankreich. Der König von Preußen steht vor Chalons; der Kaiser von Deutschland rückt gegen Straßburg!“

„Oh Gott im Himmel, sei uns barmherzig! Verleihe unsern Freunden den Sieg über unsere Feinde! Erlöse uns aus dieser Marter und Qual, damit unsere Kinder wenigstens das Glück finden, das für uns auf ewig unter unsern Erinnerungen begraben ist!“

Und doch durfte Marie Antoinette zu Niemandem sprechen von ihren Hoffnungen, ihren Befürchtungen, mußte selbst ihr Gebet in ihrem Herzen verhallen lassen. Denn die Municipalbeamten waren da, und die beiden den Gefangenen aufgedrungenen Diener, Tison und seine Frau, die angestellten, bezahlten Spione ihrer Feinde!

Nur der kühne Blick, die freiere und hellere Stirne sprachen zu dem Könige von den Hoffnungen, den Wünschen seiner Gemahlin, und er antwortete darauf mit einem leisen Achselzucken, mit einem traurigen Lächeln.

Auf einmal, die königliche Familie hatte sich eben um den runden Tisch niedergelassen, um ihr Diner einzunehmen, auf einmal ward es lebendig in dem sonst so stillen Gebäude. Man hörte wüthendes Geschrei, Schritte, welche die Treppe hinaufspolterten. Die beiden Municipalbeamten, welche in dem offenen Vorzimmer saßen, standen auf und horchten an der Thür. Jetzt ward diese aufgerissen, und ein dritter Municipalbeamter trat ein, bleich, zitternd vor Wuth, die geballte Faust drohend gegen den König erhebend.

„Der Feind ist in Verbund,“ schrie er. „Wir werden Alle umkommen, aber Ihr sollt zuerst umkommen.“

Der König schaute ihn ruhig an, aber der Dauphin, entsetzt von dem Anblick des Wüthenden, von der lauten, tobenden Stimme, brach in lautes Weinen und Wehklagen aus, und Marie Antoinette und seine Schwester Therese bemühten sich vergeblich, durch sanftes Zureden den weinenden, zitternden Knaben zu beruhigen.

Ein vierter Municipalbeamter trat ein, und flüsterte geheimnißvoll mit seinen Collegen.

„Ist meine Familie hier nicht mehr in Sicherheit?“ fragte der König.

Der Municipalbeamte zuckte die Achseln. „Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die königliche Familie befinde sich nicht mehr im Temple. Das hat das Volk aufgeregt, und es begehrt, daß Ihr Alle Euch an den Fenstern zeigen sollt. Aber wir werden es nicht leiden, Ihr sollt Euch nicht zeigen. Das Volk muß mehr Vertrauen zu seinen Beamten haben!“

„Ja,“ schrie der andere Municipalbeamte, immer

noch die drohende Faust erhoben, „ja, das muß es! Aber wenn die Feinde kommen, so soll die königliche Familie sterben.“

Und da der Dauphin bei diesen Worten wieder laut aufschammerte, fuhr er fort: „Der arme kleine Junge dauert mich zwar, aber sterben muß er doch.“

Indessen ward das Geschrei und Toben da außen immer lauter, man hörte deutlich Schimpfreden und Schmähungen, die an die Königin gerichtet waren. Dann kam noch ein fünfter Beamter, gefolgt von einem Soldaten, um sich im Namen des Volkes zu vergewissern, daß die Familie Capet sich noch im Thurm befände, und verlangte mit wüthender Stimme, sie sollten an das Fenster treten, und sich dem Volke zeigen.

„Nein, nein, sie sollen es nicht thun,“ riefen die andern Beamten.

„Warum nicht?“ fragte der König. „Kommen Sie, Antoinette.“

Er reichte ihr die Hand und schritt mit ihr zum Fenster hin.

„Nein, thun Sie es nicht,“ schrie der Beamte, indem er zum Fenster hinstürzte.

„Mein Gott, was giebt es denn?“ fragte der König verwundert.

„Nun,“ schrie der Mann mit der drohenden Faust, „das Volk will Euch den Kopf der Lamballe zeigen, damit Ihr seht, wie das Volk sich an seinen Tyrannen rächt!“

In demselben Augenblicke stieg hinter den Fensterscheiben ein bleicher Kopf empor, umwallt von langem, blonden Haar, die blasse Stirn mit Blut bespritzt, die Augen glanzlos, starr: — der Kopf der Prinzessin Lamballe, welchen das Volk eben vom Friseur hatte coiffiren lassen, um ihn, auf eine Pike gesteckt, der Königin zu zeigen.

Die Königin hatte ihn gesehen! Sie war rückwärts taumelnd auf einen Stuhl niedergesunken, sie starrte immer noch nach dem Fenster hin, selbst als das fürchterliche Phantom längst verschwunden war. Ihre Lippen waren geöffnet, wie zu einem Schrei, der aber im Entsetzen verstummt war. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, und selbst die Liebkosungen ihrer Kinder, das sanfte Zureden der Prinzessin Elisabeth, die mahnenden Tröstungsworte des Königs konnten Marie Antoinette nicht aus dieser innern Erstarrung ihres ganzen Wesens erwecken.

Die Prinzessin Lamballe war gemordet. Und tief in ihrer Seele sagte sich die Königin, daß dieser Mord nur das Vorspiel sei zu der gräßlichen Tragödie, welche das Volk von der königlichen Familie wollte aufführen lassen!

Arme Prinzessin Lamballe! Sie war getödtet worden, weil sie sich weigerte, die Verwünschungen gegen die Königin zu wiederholen, welche man ihr vortrug.

„Schwöre, daß Du die Freiheit und Gleichheit liebst, schwöre, daß Du den König, die Königin und das ganze Königthum hassen willst.“

„Ich will das Erste schwören,“ war die Antwort der Prinzessin, „aber das Letztere kann ich nicht schwören, denn es liegt nicht in meinem Herzen!“

Das war das Verbrechen der Prinzessin, daß der Haß „nicht in ihrem Herzen“ lag, das Verbrechen so vieler Andern, welche an diesem dritten September hingerichtet worden, an diesem dritten September, an welchem die wüthenden Horden der Marseiller die Gefängnisse öffneten, um die Gefangenen vor das Tribunal zu schleppen, oder auch sie ohne weitem Urtheilsspruch niederzumeheln.

Die Tage vergingen, und sie mußten getragen werden! Marie Antoinette hatte ihre Haltung, ihre stolze Ruhe wiedergesunden. Auch dieser Schmerz mußte überwunden werden, und das Herz der Königin war noch immer nicht erstarrt, nicht gebrochen! Es liebte noch, es hoffte noch! Sie war es ihrem Gemahl, ihren Kindern schuldig, nicht zu verzweifeln, und bessere Tage konnten ja noch kommen! Man mußte den Muth behalten, so lange zu leben, bis sie heraus kämerten!

Aber Muth gehörte dazu, die tägliche Qual dieses Lebens zu ertragen! Immer dem Hohn, der Beschimpfung ausgesetzt! Immer bewacht von den Augen spottender, schimpfender Männer, immer ausspionirt von der Frau Tison, dieser Dienerin, welche man der Königin aufgezogen, und die mit dem lauernden Auge einer Rabe jede ihrer Bewegungen verfolgte! — Und unter diesen Wächtern der schlimmste von ihnen Allen, das war der Schuster Simon.

Von den Behörden beauftragt, die Arbeiter und Maurer zu überwachen, welche das zerbröckelnde alte Gebäude des Temple restauriren sollten, war Simon in den Temple gekommen, oder hatte, um sein Amt bequemer erfüllen zu können, sich häuslich in demselben niedergelassen. Es war ihm eine Lust, diese gedemüthigte Königsfamilie zu beobachten, zu sehen, wie sie Tag für Tag mehr erniedrigt, zu hören, wie sie beschimpft ward auf jedem Schritt! Niemals erschien er vor den Unglücklichen, ohne sie zu beleidigen, ohne ihnen eine Beschimpfung in das Angesicht zu schleudern, und mit lautem Gelächter belobte er Diejenigen, welche ihm nachahmten.

Einige von den Aufsichtsbeamten sprachen niemals anders, als mit wüthenden Schimpfworten von dem König, der Königin, oder ihren Kindern. Einer schrie im Beisein der Königin seinem Genossen zu: „Wenn der Henker nicht diese versuchte Familie guillotiniert, so werde ich es thun!“

Wenn die königliche Familie sich zu ihrem Spaziergang hinunter verfügte in den Garten, schritt ihr Santerre mit einem Trupp Soldaten voraus. Die Schildwachen, die sie passirten, schulkerten vor Santerre das

Gewehr; sobald er vorüber war und der König kam, setzten sie das Gewehr bei Fuß und gaben sich den Anschein, ihn nicht zu sehen. An der Thüre, die in den Garten führte, stand dann der Schließer Rocher und machte sich ein Vergnügen daraus, die königliche Familie warten zu lassen, wenn er aufschloß, während er ihnen aus seiner langen Tabackspfeife große Rauchwolken in's Gesicht blies. Die National-Gardisten, welche in der Nähe standen, lachten dazu und beschimpften die Prinzessinnen mit schmutzigen Redensarten. Während die königlichen Gefangenen dann ihren Spaziergang machten, versammelten die Kanoniker sich in den Alleen, welche sie durchwandelten, und tanzten bei dem Klange revolutionärer Lieder, welche Einige von ihnen sangen.

Zuweilen dann kamen die Gärtner, welche in dem Garten arbeiteten, herbeigerannt, um mitzutanzten, und in wilder Ronde die Gefangenen einzuschleichen. Einer dieser Leute zeigte eines Tages dem König seine Grabsichel und schwur, daß er mit derselben der Königin den Kopf abhacken würde. Wenn die Gefangenen dann nach ihrem traurigen Spaziergange wieder in den Temple zurückkehrten, wurden sie von den Schildwachen, dem Schließer abermals mit Insulten empfangen, und als ob es nicht genug sei, das Ohr zu erfüllen mit diesen Beschimpfungen, mußten auch die Augen ihren Theil daran haben. Die beleidigendsten Anreden und Schimpfworte wurden mit riesengroßen Buchstaben auf die Wände der Corridore geschrieben, welche die königliche Familie zu passiren hatte. Man las da: „Madame Veto wird bald wieder tanzen! — Nieder mit der österreichischen Wölfin! — Man muß die kleine Wolfsbrut erwürgen! — Der König muß an seinem Ordensband gehängt werden!“

Ein anderes Mal hatte man einen Galgen gezeichnet, an welchem eine Figur aufgehängt war, und darunter stand geschrieben: „Ludwig nimmt ein Luftbad.“

So wurden selbst die kurzen Spaziergänge der Gefangenen in eine Marter umgewandelt. Anfangs meinte die Königin wohl, es nicht ertragen zu können, und die Promenaden unterblieben. Aber die bleichen Wangen ihrer Tochter, die sehnsüchtigen Blicke, welche der Dauphin aus dem verschlossenen Fenster nach dem Garten richtete, mahnten die Mutter, zu thun, was die Königin zu schwer hielt. Sie nahm das Leiden auf sich, sie unterwarf sich, und jeden Tag führte das königliche Paar die geliebten Kinder wieder in den Garten, und ertrug, ohne zu klagen, die unwürdige Behandlung, damit nur die Kinder ein wenig Luft, ein wenig Sonnenschein genießen sollten!

Eines Tages, es war am einundzwanzigsten September, war die königliche Familie von ihrem traurigen Spaziergange zurückgekehrt in ihr Wohnzimmer. Der König hatte sich ein Buch genommen und las; die Königin saß neben ihm, mit einer Handarbeit beschäftigt, während der Dauphin mit seiner Schwester Therese und

seiner Tante Elisabeth sich in dem nächsten Gemache niedergelassen hatten, und das Kind damit beschäftigten, daß sie ihm Räthsel aufgaben. In dem offenen Vorzimmer saßen die Municipalbeamten, die Augen starr und mit grausamer Schadenfreude auf die Gefangenen geheftet.

Plötzlich vernahm man dicht unter ihren Fenstern das laute Schmettern von Trompeten, das Wirbeln von Trommeln, dann folgte eine tiefe Stille, und inmitten dieser Stille hörte man draußen mit lauter Stentorstimme folgende Proclamation vorlesen:

„Das Königthum ist in Frankreich abgeschafft. Alle öffentlichen Erlasse werden als mit dem ersten Jahre der Republik gezeichnet. Das Staatsiegel wird als Umschrift die Worte tragen: „Republik Frankreich.“ Das Nationaliegel wird eine Frau darstellen, welche auf einem Bündel Waffen sitzt und in der Hand eine Lanze hält, auf welcher eine Freiheitsmütze steckt.“

Die beiden Municipalbeamten hatten unverwandt die Augen den Beiden zugewandt, von deren Haupt eben eine Königskrone fiel. Sie wollten mit ihren gierigen, boshaften Augen in ihren Zügen den Eindruck erforschen, welchen die Proclamation auf ihre Seelen machte. Aber diese stolzen, ruhigen Blicke verriethen nichts. Der König hob nicht einen Moment, während die Stimme draußen mit furchtbarer Deutlichkeit jedes Wort ausschrie, seine Blicke von dem Buch empor, in welchem er las, die Königin arbeitete ruhig an der Stickerei weiter, und unterbrach nicht einen Moment das gleichmäßige Auf- und Niedergehen ihrer Nadel.

Wieder dann Trompetenschmettern und Trommelwirbeln. Das Leichenbegängniß des Königshauses war vollendet und der König hieß von nun an nur Ludwig Capet, die Königin hatte nur noch ihren Namen Marie Antoinette. In dem Innern des Temple gab es keinen Dauphin, keine Madame Royal, keine Prinzessin mehr, sondern nur noch die Familie Capet!

Die Republik hatte die Kronen von den Häuptern Ludwigs und Marie Antoinette's gestürzt, und als einige Tage später das von der Königin lange vergeblich erstehende Leinwand aus den Tuilerien gebracht ward, befahl die Republik der Königin, die Kronen, mit welchen über der Namensschiffre das Leinen gezeichnet war, auszutrennen!

Aber das Martyrium ist lange noch nicht vollendet! Noch giebt es immer einen Trost, noch zuweilen eine Stunde friedlicher Ruhe. Die Kronen sind gefallen, aber die Herzen schlagen noch neben einander. Sie haben kein Königreich mehr, aber sie sind beisammen, sie können mit Blicken zu einander sprechen, mit einem Lächeln sich zu trösten suchen, mit einem klüchtigen Händedruck, welcher den Wächtern entgeht, sich aufstacheln und ermutigen! Man leidet nur halb, wenn man gemeinsam leidet, und Alles trägt sich leichter, wenn

man neben sich ein zweites Ich weiß, welches tragen hilft.

Vielleicht haben die Feinde des Königs und der Königin ein instinctives Gefühl davon, und ihr Haß macht sie zartfühlend, um neue Qualen zu erfinden und neue Martern!

Ja, es giebt noch ungefannte Qualen für sie, der Kelch der Leiden ist noch nicht geleert! Noch haben die Gatten sich, noch sind sie nebeneinander, noch ruhen die Augen der Aeltern gemeinsam auf den Kindern!

Aber die alleinige und untheilbare Republik will auch diese letzten Bande der Königsfamilie zerreißen, sie will diejenigen trennen, welche vor dem Altare Gottes sich geschworen haben, daß nichts sie trennen soll, als der Tod!

Die Republik, welche die Kirchen aufgehoben, die Altäre gestürzt, die Priester verjagt hat, die Republik kann es dem Ehepaar Capet nicht gestatten, daß „nur der Tod sie trennen soll,“ denn die Republik hat sich den Tod selbst dienstbar gemacht, und er muß täglich von ihr die Opfer annehmen, welche die Republik ihm zuführt auf dem Plage der Freiheit, in dessen Mitte die Guillotine sich als ihr Altar erhebt.

Die Republik sandte in der Mitte des Octobers ihre Commissarien und Kerkermeister in den Temple und riß den König aus den Armen seiner Gattin, seiner Kinder.

Er ward trotz der Bitten, der Wehklagen der Königin und ihrer Kinder von ihnen fortgeführt in eine andere Abtheilung des Temple, in den großen Thurm, der ihm von jetzt an als Wohnung dienen sollte. Damit der Königin kein Schmerz, keine Pein erspart werde, mußte auch der Dauphin mit seinem Vater gehen, um mit ihm sein Gefängniß zu theilen, und von seiner Mutter getrennt zu werden.

Das brach den Stolz, den königlichen Muth Marie Antoinette's. Sie rang die Hände, sie weinte, sie schrie, sie bat mit so rührenden, jammervollen Tönen, sie nicht von ihrem Gemahl, von ihrem Sohne zu trennen, daß selbst das Herz des Schusters Simon davon gerührt ward.

„Ich glaube gar, diese verdammten Weiber machen mich weinen,“ schrie er, wüthend über das heiße Naß, das sich in seine Augen drängte. Und er legte keinen Einspruch ein, als die andern Municipalbeamten mit zitternden, bewegten Stimmen der Königin sagten: „Sie wollten gestatten, daß die königliche Familie zu den Mahlzeiten sich vereine.“

Ein letzter Trost, ein letzter Sonnenstrahl! Es gab nun doch in diesen düstern, eintönigen Tagen des Novembers noch Stunden, auf welche man sich freuen konnte, die man ersuchte, um derentwillen man die trostlose Debe der andern Stunden ertrug!

Beim Frühstück, beim Mittagmahl, beim Abendessen war die Familie Capet vereint, da sprach man

sich, da ruhten die Hände in einander, da freute man sich an dem Gepolter und der Heiterkeit des Dauphins, da erzählte der König von den Lehrstunden, welche er heute seinem Sohne gegeben, von den Fortschritten, welche er gemacht. Da vergaß man zuweilen, daß vielleicht draußen außerhalb des Temple der Tod schon heranschleiche, seine Opfer zu empfangen, und fand Scherzworte, um damit das helle, frische Lachen des Dauphins, die einzige, die küstlichste Musik, welche die düstern Räume durchhallte, zu erwecken.

Aber der Dezember nahm der Königin auch diesen letzten Trost. Die National-Versammlung, die sich jetzt in den „Convent,“ in die Staatsregierung verwandelt hatte, schleuderte gegen den König die Anklage der Verrätherei. Der Convent beschuldigte den König des heimlichen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs. Er klagte ihn an, die Fürsten Europa's zu seinem Beistand aufgerufen zu haben! Man hatte in der eisernen Cassette, welche man in den Tuilerien eingemauert in der Wand des königlichen Cabinets entdeckt hatte, Papiere gefunden, welche den König compromittirten, Briefe von den geflohenen Prinzen, von dem Kaiser von Deutschland, dem König von Preußen. Diese Fürsten standen jetzt im blutigen Krieg an den Grenzen Frankreichs, und das war die Schuld des Königs! Er war im Einverständnis mit den Feinden des Vaterlandes. Er war der Mörder seiner eigenen Unterthanen! Auf sein Haupt sollte jetzt das Blut zurückfallen, das durch ihn vergossen worden.

Dies war die Anklage, welche man gegen den König erhob. Zwanzig Mitglieder des Convents begaben sich in den Temple, um sie dem König vorzulesen, und ihn zu verhören.

Er bestritt freilich, solche Einverständnisse unterhalten zu haben, er erklärte mit feierlichem Eidschwur, daß er alle Anerbietungen der fremden Fürsten abgelehnt habe, weil er gesehen, daß, um den gefangenen König befreien zu können, man Frankreich bedrohen mußte.

Die Häupter der Revolution wollten ihn schuldig finden. Ludwig Capet mußte beseitigt werden, damit Robespierre und Marat, Danton und Pétion und ihre Freunde zur unumschränkten Gewalt gelangten.

Noch mochte es in dem Convent Viele geben, welche zurückschreckten vor dieser letzten Consequenz ihres Thuns, aber sie wagten es nicht, ihre Stimme zu erheben, sie fügten sich dem terroristischen Druck, den die Führer der Revolution auf den Convent ausübten. Sie wußten, daß hinter diesen Führern die wilden Massen der Straßen standen, bewaffnet mit ihrem Haß gegen das Königthum und die Aristokratie, und bereit, jeden als einen Feind des Vaterlandes zu zerreißen, welcher es wagen würde, sich derer anzunehmen, welche

von dem Haß des Volkes geächtet und verurtheilt waren!

Dennoch fanden sich einige muthvolle, treue Diener des Königs, welche es wagten sich des Königs anzunehmen. Man hatte Ludwig jetzt als einen Angeklagten vor die Schranken citirt, und der Convent hatte sich zu einem Tribunal umgewandelt, welches über die Schuld oder Unschuld des Königs zu entscheiden hatte!

Um allen Formen des Gesetzes zu genügen, sollte von Rechtswegen dem König ein Verteidiger und Rechtsbeistand gegeben werden. Der Convent forderte diejenigen, welche solchen Dienst zu übernehmen bereit wären, auf, sich zu melden. Es war eine Formel, welche man beobachtete, überzeugt, daß Niemand sich finden würde, solchen gefährlichen Dienst zu übernehmen.

Aber sie fanden sich dennoch. Es gab noch muthige, große und edle Männer, welche des verlassenen Königs sich erbarmten, welche es versuchen wollten, denjenigen zu retten, der die Schuld bezahlte, die seine Vorgänger aufgehäuft, der bluten sollte für die Sünden seiner Väter.

Kaum war der Aufruf des Convents bekannt geworden, daß man dem Angeklagten Ludwig Capet drei Advokaten zu seiner Verteidigung bewilligen wolle, als von Paris, von allen Städten Briefe einliefen von Männern, welche sich bereit und willig erklärten, die Verteidigung des Königs zu übernehmen.

Selbst aus dem Auslande sandte man Verteidigungsschriften für den König. Eine derselben vertheidigte in begeisterter und glühender Sprache den unglücklichen König, beschwor Frankreich, es möge seine edle junge Freiheit nicht beslecken durch grausamen Mord eines Unschuldigen, der keine anderen Verbrechen begangen habe, als daß er der Sohn seiner Väter, und der Erbe ihrer Krone und ihrer Schuld sei.

Diese Verteidigungsschrift war von einem deutschen Dichter, von Friedrich Schiller.*

Ludwig wählte unter den Vielen, deren Bittgesuche man ihm mitgetheilt, nur zwei Verteidiger. Zuerst seinen früheren Minister, den Philosophen Lamoignon des Malesherbes, dann den Advokaten Tronchet, und zuletzt auf bringendes Zureden von Malesherbes den jungen berühmten Advokaten Desézes.

Diesen drei Männern war es vorbehalten, den König zu vertheidigen gegen die furchtbare Anklage des Verrathes am Vaterland, welche man aus hundert und hundert Briefen und Actenstücken beweisen wollte!

Nachdem die Voruntersuchungen beendet worden, be-

* Diese Verteidigungsschrift des Königs von Schiller wird in dem National-Archiv aufbewahrt. Siehe: Beauschéne I. p. 365.